

Das Problem des moralischen Sollens und das Paradox der Analyse

Aspekte der Semantik und Pragmatik des Bewertens und Erklärens

Michael Oliva Córdoba

Universität Hamburg

Revision: Montag, 4. März 2019

Abstract

In his *Principia Ethica* (1903) George Edward Moore notes that „the meaning of good [resists] correct analysis“. This raises two questions: (i) What is the peculiar meaning of „good“ and its cognates? This leads to the *problem of moral obligation*. (ii) What is the nature of analysis if so easily rendered futile in central cases? This leads to the *paradox of analysis*. The paper argues that these problems are linked by the same solution. Once we, unlike Moore, correctly account for the semantics and the pragmatics of valuing and explanation the problem dissolves and the air of paradox is dispelled.

Zusammenfassung

In seinen *Principia Ethica* stößt George Edward Moore 1903 auf eine eigentümliche Unanalysierbarkeit des Wortes „gut“ und verwandter Ausdrücke. Die Beobachtung wirft zwei Fragen auf: (i) Worin besteht der eigentümliche Sinn von Ausdrücken moralischer Verbindlichkeit? Dies führt auf das *Problem des moralischen Sollens*. (ii) Was sind Begriffsanalysen, wenn sie sich in zentralen Fällen als stumpfes Schwert erweisen? Dies führt auf das *Paradox der Analyse*. Mein Beitrag sieht beide Fragen durch dieselbe Lösung verknüpft: Stellt man anders als Moore die Semantik und Pragmatik des Bewertens und Erklärens korrekt in Rechnung, löst sich das Problem auf und das Paradox verliert das Paradoxe.

Keywords

G.E. Moore · Paradox of Analysis · Moral Obligation · Semantics vs. Pragmatics · Intrinsic Motivation ·

1. Einleitung

Art und Ursprung moralischer Verbindlichkeit sind ein Grundproblem der Ethik. Es wurde seit je her auf vielfältige Weise behandelt und hat an Aktualität nie eingebüßt. Unvermindert untersucht man den sprachlichen Sinn des Wortes „gut“ oder verwandter Ausdrücke, erforscht die Kraft und die Verbindlichkeit des moralischen Sollens und der Erkenntnis des Guten, und unterwirft die Logik deontischer und verwandter Ausdrücke genauerer Prüfung. Nicht selten werden diese Herangehensweisen kombiniert, manchmal alle zugleich verfolgt.¹ Häufig besteht der Anspruch darin, zu diesem Grundproblem über eine *begriffliche Analyse* des Begriffs des Guten beizutragen. Dies kann auch nicht überraschen: Kaum ein philosophischer Begriff verdient mehr Beachtung als der des Guten. Und kaum eine Charakterisierung trifft die Eigentümlichkeit philosophischer Wahrheitssuche besser als das Rubrum Begriffsanalyse. Den Begriff des Guten analysieren zu wollen, ist also nahe liegend. Andererseits darf man nicht erwarten, dass jeder Begriff analysierbar ist, „wie man auch vom Chemiker nicht verlangen kann, dass er alle Stoffe zerlege. Was einfach ist kann nicht zerlegt werden, und was logisch einfach ist, kann nicht eigentlich definiert werden.“²

¹ Vgl. z. B. Mally 1926.

² Frege 1892b, 47

In diesen Worten charakterisierte der Mathematiker und Philosoph *Gottlob Frege* bereits 1892 das Geschäft der Begriffsanalyse als das der *Zerlegung in begriffliche Bestandteile*. Das Verfahren der begrifflichen Analyse kennen wir natürlich bereits seit der Antike.³ Frege wies uns im Verlauf einer Auseinandersetzung mit *Bruno Kerry* lediglich darauf hin, dass wir nicht hoffen dürfen, unendlich tief zu schürfen. Irgendwann müssen wir auf felsigen Grund stoßen. Kommen wir auf einfache Begriffe, so „bleibt [...] nichts anderes übrig, als den Leser oder Hörer durch Winke dazu anzuleiten, unter dem Worte das Gemeinte zu verstehen.“⁴ Nun ist der Begriff des Guten zweifellos ein Grundbegriff. Ist er aber auch „logisch einfach“? Eine berühmte These des Cambridge Philosophen *George Edward Moore* weist in diese Richtung: In seinen 1903 erschienenen *Principia Ethica* betonte er, dass der Begriff des Guten einer begrifflichen Analyse nicht zugänglich ist. Er schloss daraus, dass es sich bei der Eigenschaft der Gutheit mithin um eine besondere, „nicht-natürliche“ Eigenschaft handeln müsse. Moores Begründung für die Unanalysierbarkeit des Guten ist als das *Argument der offenen Frage* bekannt geworden. Knapp formuliert besagt es, dass man bei Durchmusterung aller Analyse Kandidaten stets weiter fragen kann „... und ist das auch gut?“ Die Frage nach dem Wesen des Guten, könnte man sagen, bleibt stets *offen*.⁵

Interessant ist, dass Moores Begründung nicht von Freges Einsicht lebt. Zwar teilt Moore die Auffassung, dass Einfaches nicht weiter zerlegt werden kann.⁶ Er zielt aber eigentlich auf etwas anderes; etwas, das er zunächst nicht klar auf den Punkt bringt. Später machte sich Moore dafür Vorwürfe: „What I say upon this point is a mass of confusions, far too numerous for me to expose them all.“⁷ Das unveröffentlichte Vorwort zur zweiten Auflage der *Principia Ethica* brachte jedoch Klarheit. Moore stand offenbar ein spezifisch moralphilosophischer Grund vor Augen: Wie alle Ausdrücke, mit denen man moralische Verbindlichkeit zum Ausdruck bringen kann, hat das Wort „gut“ einen „ganz eigentümlichen Sinn“.⁸ Nicht dessen Einfachheit, sondern dessen Eigentümlichkeit steht der begrifflichen Analyse des Guten im Wege.⁹ Dies eben soll das Argument der offenen Frage herausstreichen.

Moores Unanalysierbarkeitsthese wirft nach zwei Seiten hin Fragen auf: Worin besteht der eigentümliche Sinn, der Ausdrücke moralischer Verbindlichkeit so mysteriös macht? Und was eigentlich ist eine Begriffsanalyse, wenn sie sich in zentralen Fällen philosophischen Interesses als so stumpfes Schwert erweist? Es ist die Pointe dieses Aufsatzes, dass die beiden Fragen durch dieselbe Lösung verknüpft sind. Und es ist ein besonderer Zug dieser Lösung, dass sie keine spezifisch moralphilosophische darstellt. Obwohl die Ethik gerne für sich selber sorgt, kann es also manchmal hilfreich sein, etwas weiter in die Ferne zu schweifen: „My taste is for keeping open house for all sorts and conditions of entities, just so long as when they come in they help with the housework.“¹⁰

In den aufgeworfenen Fragen erkennt man unschwer zwei Probleme wieder, die in der Philosophie üblicherweise unabhängig von einander diskutiert werden. Auf der einen Seite steht, wie gesagt, *das Problem der moralischen Verbindlichkeit*. Ihm gegenüber

³ Vgl. z. B. Platon, *Theaitetos* 151 e, 187b, 200 e & Aristoteles, *Topik*, VI 141b 25.

⁴ Frege 1892b, 48

⁵ Moore 1903, § 13, 67

⁶ *Ebd.*, § 7, 59. Vgl. Russell 1903a, 27.

⁷ Moore 1922, 3

⁸ Vgl. Moore 1922, 3–7.

⁹ Vgl. Baldwin 1993, xviii.

¹⁰ Grice 1975, 31

steht das Problem des so genannten *Paradoxes der Analyse*. Schauen wir uns zunächst beide Problemfelder kurz an, bevor ich andeute, wo der gemeinsame Schlüssel für einen neuen Ansatz liegen könnte.

Gebieten moralische Urteile nicht bloß bedingt, sondern kategorisch? Wo manche einen „Scheincharakter“ der besonderen Kraft des Wortes „soll“ ausmachen,¹¹ halten andere dagegen, dass die Überzeugung moralischer Gutheit den rationalen Akteur „intrinsisch motiviert“.¹² Die Debatte dazu ist umfangreich und nicht leicht zu überschauen. Das rührt vielleicht auch daher, dass manchmal weniger die Phänomene als die jeweils eigenen Voraussetzungen in den Blick genommen werden. So hat wohl jeder Autor seine eigene Vorstellung davon, was moralische Verbindlichkeit ausmacht, und nicht wenige werden sie auf eine unterschiedliche Sicht davon zurückführen, was *Gründe* für moralisches Handeln sind.¹³ Es ist jedoch nicht mein erstes Anliegen, diesem Kaleidoskop an Ansichten eine weitere Facette hinzuzufügen. Ich will vielmehr dafür argumentieren, dass die Streitenden womöglich an der falschen Stelle suchen. Wenn sich diese Vermutung erhärten sollte, dann hat das *Problem des moralischen Sollens* (wie ich es in Anlehnung an eine Traditionslinie von *Anscombe* über *Tugendhat* bis *Wolf* bezeichnen möchte) noch immer einen Aspekt, der zu Unrecht unterbetont geblieben ist. Dieser Aspekt ist beileibe nicht randständig. Er kann uns im Gegenteil helfen, dem Konflikt zwischen der Vermutung des falschen Anscheins und der Annahme einer intrinsischen Motivation moralischer Gutheit die Schärfe zu nehmen.

Auf der anderen Seite haben wir das Problem des so genannten *Paradoxes der Analyse*. Es geht in seiner Relevanz über seinen Geburtsort in der Moralphilosophie hinaus und stellt Sinn und Zweck der spezifisch philosophischen Wahrheitssuche insgesamt in Frage. Sind Analysen tatsächlich nur dann erfolgreich, wenn sie in der Produktion von Tautologien münden? Warum sollte man annehmen, dass eine Disziplin, die sich in ihrem Kern der Produktion von Plattitüden verschrieben hat, in Wissenschaft und Gesellschaft irgendeine Form von Relevanz haben sollte? Auch dieses Problem erweist sich ungeachtet immer wieder vorgebrachter Lösungsvorschläge unverändert als harte Nuss.¹⁴ Und auch hier ist mein Anliegen weniger, den vielen Versuchen einen weiteren hinzuzufügen, als darauf aufmerksam zu machen, dass die Schwierigkeiten auf diesem Feld womöglich ebenfalls daher rühren, dass an der falschen Stelle gesucht wird.

Was ist die *richtige* Stelle? Größe und Bedeutung der jeweiligen Teilprobleme bedingen, dass ich mich hier damit begnügen muss in die richtige Richtung zu weisen. Eine detailliertere Alternative muss einer umfangreicheren Publikation vorbehalten bleiben. Doch glaube ich, hier wenigstens zentral plausibel machen zu können, dass die Lösung für beide Probleme, und damit die Antwort auf die durch Moore aufgeworfenen Fragen, am Unterschied zwischen *Semantik und Pragmatik des Bewertens und Erklärens* zu entwickeln ist. Dies wird es erlauben, auch einiges zur Klärung der motivationalen Natur des Moralischen zu sagen.

Zwei die Ethik betreffende Grundgedanken sind für die folgende Untersuchung relevant. Zum einen ist der Gedanke wichtig, dass es keine besondere Semantik normativer

¹¹ Wolf 1984, 3

¹² Ernst 2009, 93 & 2010, 87

¹³ Zum Beispiel *kategorische*: Vgl. Dworkin 2011, 51 & Williams 1980, 111.

¹⁴ Vgl. z. B. Sühr 2016; Balaguer & Horgan 2016.

Ausdrücke gibt.¹⁵ Was es allerdings gibt, ist ein besonderes menschliches Selbstverständnis und gewachsene Konventionen moralischen Bewertens, die sich in Gemeinschaften an die Verwendung von Ausdrücken wie „gut“ und verwandter Ausdrücke knüpfen. Zum anderen halte ich es für wichtig, das Moralische ernst zu nehmen und es nicht einfach im Sinne einer „*error theory*“ über einen moralischen Fiktionalismus wegzu erklären.¹⁶ An unserer natürlichen Rede über das Moralische ist nichts verkehrt. Ihr in der Rekonstruktion systematische Fehler einzulegen und dies zum Anlass zu nehmen, die Realität des Moralischen zu leugnen, scheint mir keine gute Strategie zu sein. Das wäre Revision, nicht Beschreibung. Eine angemessene *Beschreibung* kann die Realität des Moralischen nicht leugnen. Sie muss nur darauf achten, seine Bedeutung an der richtigen Stelle festzumachen. Und dort kann es sogar gelingen, den moralischen Objektivismus mit dem moralischen Subjektivismus ein Stück weit auszusöhnen.

Anzuerkennen wäre auch die besondere Bedeutung der Ethik für das Paradox der Analyse. Mindestens für die auf Moore zurückgehende Traditionslinie der analytischen Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts gilt, dass das Problem des moralischen Sollens und das Paradox der Analyse in derselben Petri-Schale des ersten Kapitels der *Principia Ethica* entstehen. Da Moores Behandlung als vorbildhaft und stilbildend angesehen wurde, schrieb man diesen inneren Zusammenhang auf verborgene Weise fort. Es ist daher mehr als bloßer Zufall, dass sich beide Probleme durch denselben Ansatz lösen lassen. Systematisch betrachtet kommt Moore vom Ringen mit dem moralphilosophischen Problem auf das Begriffsproblem, da ihm keine saubere Unterscheidung zwischen Semantik und Pragmatik gelingt.

Natürlich hatte die Semantik-Pragmatik-Unterscheidung das Licht der Welt so kurz nach der Jahrhundertwende noch nicht erblickt. Die Phänomene, die sie unterscheidet, lagen und liegen jedoch schon immer auf dem Tisch. Und hier kann man nicht daran vorbeigehen, dass Moore regelmäßig den Unterschied zwischen dem Sinn eines Ausdrucks und dem, was man vermittels der Äußerung des Ausdrucks tut, verwischte. Seine häufig verwendete und allzu weite Floskel „*in some sense*“ begünstigte systematisch das Überschreiten kategorialer Grenzen. Moore wirkte wohl auch in dieser Hinsicht stilbildend, womöglich sogar bis in die Gegenwart. Man könnte durchaus sagen, dass er uns das Paradox der Analyse bescherte, da er die pragmatische Natur des moralischen Bewertens so sehr missverstand. Solange wir die Sicht auf die relevanten Phänomene nicht vom Kopf auf die Füße stellen, besteht daher wenig Aussicht, hier über Moore hinaus zu kommen. Wenden wir uns dazu in den nächsten Abschnitten zunächst der Abgrenzung der Semantik von der Pragmatik und dann ihrer Relevanz für das Bewerten und Erklären zu.

2. Syntax, Semantik und Pragmatik

„Der faule Philosoph vervielfältigt Sinne, sobald er in der Klemme steckt.“¹⁷ Eingedenk dieser Mahnung *Saul Kripkes* sollten wir mit Annahmen zur Mehrdeutigkeit sparsam sein. Doch Maß zu halten setzt eine gewisse Abgrenzung voraus. Unterscheiden wir also in Bezug auf einen Satz wie

¹⁵ Vgl. Toulmin & Baier 1952. Dies spricht letzten Endes auch gegen eine „*error theory*“ wie bei Mackie 1977, 35 und, obwohl viel ausgefeilter, bei Joyce 2001, 8f. Vgl. auch die Diskussion bei Finlay 2008, Joyce 2011 und Olson 2014.

¹⁶ Vgl. z. B. Mackie 1977 & Joyce 2001.

¹⁷ Kripke 1977, 268

(1) Ich komme morgen wieder

zwischen dem, was dafür sorgt, dass dieser Satz sprachlich (i) *wohlgeformt*, (ii) *sinnvoll* oder (iii) *angemessen* ist. Nur im mittleren dieser Bereiche treffen wir das Semantische. Auf diese Weise grenzen wir die Semantik als Theorie des sprachlichen Sinns von der Syntax als der Theorie der sprachlichen Form und der Pragmatik als der Theorie der Sprachverwendung ab. Wir machen damit von einer etablierten und populären Trichotomie Gebrauch, die der dem Wiener Kreis nahe stehende Philosoph *Charles Morris* 1938 in die Sprachwissenschaft einführte.¹⁸ Abgrenzungen sind jedoch nicht immer eindeutig, manchmal gibt es Grauzonen. Klare Fälle dagegen verdeutlichen, dass begrifflich zu unterscheidende Bereiche involviert sind, schließlich verschwindet der begriffliche Unterschied zwischen Tag und Nacht auch nicht einfach in der Dämmerung. Auch was das Semantische flankiert lässt sich an klaren Anwendungsfällen illustrieren: Anders als (1) wäre etwa „Ich morgen komme wieder“ nicht sprachlich wohlgeformt; das fiel in den Bereich der Syntax.¹⁹ Und mittels der Verwendung von (1) kann man sowohl eine sprachlich angemessene Behauptung, ein entsprechendes Versprechen als auch eine ebensolche Drohung machen; dies alles fiel in den Bereich der Pragmatik.²⁰ Semantik ist, wie gesagt, das Mittlere: Was wir auf Grund unserer sprachlichen Kompetenz erfassen, und was sich weder den Zügen der sprachlichen Form noch denen der Sprachverwendung verdankt. Semantik ist die *Theorie des Sinns*.

Diese sprachwissenschaftliche Orientierung ist weder *ad hoc*, noch macht sie Anleihen bei der Moralphilosophie. Sofern sie überhaupt einleuchtet, gilt sie allgemein. Und da sie insgesamt recht plausibel und hinreichend gut etabliert ist, sollte sie natürlich auch dort gelten, wo wir das Gebiet der Moralphilosophie betreten. Nur eine spezielle Frage soll uns noch beschäftigen bevor wir uns der Ethik näher zuwenden: *Gibt es Ausdrücke, die vermöge ihres sprachlichen Sinns eine bestimmte sprachliche Verwendung haben?* Gibt es also Ausdrücke, die aufgrund ihrer Semantik eine bestimmte Pragmatik haben?²¹ Das mag man zunächst mit „Ja“ beantworten wollen, doch machen wir es uns nicht so einfach. Schliesslich sieht auch die Frage, wann es auf der Sonne Mittag ist, so aus, als könnte man sie korrekt mit einer Zeitangabe beantworten. Und doch führt jeder Versuch dazu letzten Endes in die Irre.

Machen wir uns zunächst also klar, dass die Annahme von Ausdrücken, die aufgrund ihrer Semantik eine bestimmte Pragmatik haben, analog ist zu der Annahme von Ausdrücken, die aufgrund ihres Sinns (ihrer Semantik) eine bestimmte Form (Syntax) haben. *Diese* Auffassung erscheint jedoch offenkundig absurd. Machen wir uns dann, und womöglich überzeugender, klar, dass Sprachen *soziale Artefakte* sind. Sprachen entstehen und gehen unter. Sie verändern sich in Abhängigkeit von Gemeinschaften, in denen sie gesprochen werden, und deren Konventionen zu Form, Sinn und Verwendung typischerweise verschieden sind und unabhängig voneinander variieren. Also ist praktisch ausgeschlossen — weil es eine der Freiheiten verneint, die einer Sprachgemeinschaft immer offen stehen —, dass ein sprachlicher Ausdruck eine bestimmte Verwendung hat, *weil* er seinen sprachlichen Sinn hat. Dieser Punkt ist wichtig. Er wird in der Folge noch bedeutsam werden. Wir hätten ihn auch strenger, kürzer und genauer so ausdrücken können: Weder lässt sich die Syntax eines Ausdrucks auf seine Semantik oder seine

¹⁸ Morris 1938, 48. Vgl. auch Akmajian et al. 2010, 14f.; Vater 1996, 26; Lyons 1977, 114ff.

¹⁹ Vgl. z. B. Lyons 1968, 53 & 133.

²⁰ Vgl. z. B. Travis 2017; Bach 1999 & 1994; Davis 1991; Levinson 1983.

²¹ Ein „Nein“ ergäbe sich schon aus dem Phänomen der *cancellability*. Vgl. Grice 1989, 39.

Pragmatik reduzieren, noch die Semantik auf Syntax oder Pragmatik oder die Pragmatik auf Syntax oder Semantik.

Jedoch sterben alte Gewohnheiten langsam. Außerdem sind „Verstehen und Sinn“ notorisch vieldeutige Termini, die sich an unsere Dreiteilung nicht recht halten wollen. Es ist daher nützlich, der Abgrenzung von Semantik und Pragmatik etwas mehr Substanz verleihen. Dabei orientiere ich mich lose an einem früheren Vorschlag *Wolfgang Künnnes*, sechs verschiedene „Stufen“ in den „Fels des Verstehens“ zu hauen.²² Wenn wir die Metapher nicht gar zu ernst nehmen, und auch nicht jede Zeile als scharf begrenzt betrachten, ergibt sich folgende Übersicht:

Stufe	Gegenstand	Hinsicht	Bereich	Kompetenz
6	Ausdrucksverwendung	(indirekte) Mitteilung	Pragmatik	Weltwissen
5		Äußerungsmodus		
4	Ausdruck	Propositionaler Gehalt	Semantik	Sprachliches Wissen
3		Sprachlicher Sinn		
2		Sprachliche Form	Syntax (inkl. Phonologie etc.)	
1	Ausdrucksvorkommnis	Lautliche/grafische Gestalt		

Im Verstehen einer sprachlichen Äußerung wie der von (1) hat jemand die *erste* Stufe betreten, der keine Veranlassung hätte zu fragen „Ist das hier ein ‚I‘ oder ein ‚L‘?“ und auch nicht rufen müsste: „Lauter bitte!“ Die *zweite* Stufe hat er allerdings erst betreten, wo er den sprachlichen Ausdruck identifiziert hat, der in die Äußerung eingegangen ist. Das ist etwa bei der *scriptura continua* der Alten nicht immer einfach: Oft alles lesbar, aber wo fangen Wort und Satz an, wo hören sie auf? Wo man aber auch den sprachlichen Sinn des Ausdrucks kennt, oder gar zusätzlich den Sachbezug der indexikalischen Elemente (wie „ich“, „heute“, „hier“), befindet man sich auf Stufe *drei* oder *vier* und damit im Reich der Semantik. Bis hier reicht die im weiteren Sinne sprachliche Kompetenz des Sprechers oder Hörers aus. Ab hier brauchen wir jedoch mehr: „Weltwissen“. Um zu ermitteln, dass jemand mit einer Äußerung von (1) droht, muss ich nämlich den *Äußerungsmodus* erfassen.²³ Eine finstere Miene, ein unheilvoller Ton und belastende Umstände (ein Besuch im Wettbüro) können dabei behilflich sein. Dies auszubeuten bedeutet aber, weit mehr als nur *sprachliche* Kenntnisse in Anschlag zu bringen. Ebenso beim (indirekt) *Mitgeteilten*:²⁴ Ob mir jemand zu verstehen geben will, dass er (oder sie) mir nicht traut oder eher, dass sie (oder er) mich am liebsten nie verlassen würde, kann ich dem in (1) eingehenden sprachlichen Vehikel alleine nicht entnehmen. Hier kommt es wesentlich auf die *kommunikativen Absichten* des Äußernden an.²⁵ Sinn und Form des verwendeten Ausdrucks spielen hier nur eine Nebenrolle.

Philosophen sind jedoch nicht selten einfallsreich. Die Unmöglichkeit, den Kreis mathematisch zu quadrieren, hat *Thomas Hobbes* bekanntlich nicht davon abgehalten, es sein Leben lang zu versuchen.²⁶ So gab und gibt es natürlich auch Versuche, die vorge-

²² Vgl. Künnne 1981.

²³ Vgl. Austin 1962.

²⁴ Vgl. Grice 1989.

²⁵ Vgl. Bach 1999, 74.

²⁶ Vgl. Bird 1996.

nommene Abgrenzung einzuebnet und die Pragmatik aus der Semantik zu erklären,²⁷ oder die Semantik (und sogar die Syntax) aus der Pragmatik.²⁸ Diese Versuche scheinen mir den sprachwissenschaftlichen Konsens jedoch eher nicht zu erschüttern. Sie erhöhen vielleicht eine immer schon vorhandene Sensibilität in Bezug auf Grauzonen der Abgrenzung.²⁹ Sie sind allerdings auch keineswegs unbeantwortet geblieben.³⁰ Wichtiger aber ist, dass auch solche Versuche dem Umstand nichts abzuschneiden vermögen, dass (1) im Deutschen nun einmal nichts anderes heisst als „I will be back tomorrow“ im Englischen, und das mit dieser Feststellung zwar etwas über den Sinn, über die Semantik von (1) gesagt ist, aber nichts über die Pragmatik: Ob man vermittels der Äußerung von (1) eine Feststellung macht oder eine Drohung ausspricht, ein Versprechen gibt oder neben dem buchstäblich Gesagten etwas indirekt mitteilt, all dies erfahren wir nicht durch das blanke Starren auf das Vehikel der Sprachverwendung. Weder können wir es seiner Form, noch seinem Sinn entnehmen. Unverzichtbar ist der originäre Rekurs auf den spezifischen Sprachverwender und seine kommunikativen Absichten. Wir müssen auf seine *sprachliche Handlung* schauen, auf das, *was er* (mit Worten) *tut*. Daher auch der Titel der berühmten Vorlesungen des Oxford-Philosophen *John Langshaw Austin*, die die philosophische Pragmatik erst recht begründeten: *How to do things with words*.³¹

Fassen wir also zusammen. Wir haben drei kategorial verschiedene Bereiche, die nicht aufeinander reduziert werden können. Uns interessiert, wie gesagt, besonders der mittlere: Semantik ist die Theorie des Sinns. Wo stattdessen *Form* oder *Verwendung* entscheidend werden, sind wir noch diesseits oder schon jenseits der Semantik.

3. Moralisches Bewerten und der Sinn des Wortes „gut“

Am moralischen Sollen ist zweifellos etwas besonders. Liegt das aber am sprachlichen Sinn moralischer Sätze? Auf diese Spur geführt zu haben ist je nach Sichtweise Verdienst oder Verschulden George Edward Moores, der als einer der Gründerväter der analytischen Philosophie diese Deutungsweise ansties. Obgleich als Realdefinition intendiert, führt Moore in seinen einflussreichen *Principia Ethica* die Untersuchung, was gut ist, in weiten Teilen als Untersuchung über Sinn und Verwendung des Wortes „gut“ durch. Keinen Zweifel lässt Moore daran aufkommen, dass er auf eine spezifisch moralphilosophische Verwendung abhebt, die dem ethischen Verständnis der Rede vom Guten in welchen Worten auch immer entspricht.³² In einer Verengung, die vielleicht weniger Moore als seiner Rezeption zuzuschreiben wäre, verwandelte sich die Untersuchung des moralischen Sollens so unter der Hand zu einer Untersuchung der Semantik moralischer Sätze.

Besonders deutlich wird dies an dem bereits angesprochenen *Argument der offenen Frage*, einem der wirkungsmächtigsten Argumente Moores. In § 13 der *Principia Ethica* führt Moore zur Eigentümlichkeit unseres Begriffs des Guten aus: „[W]hatever definition be offered, it may be always asked, with significance, of the complex so defined, whether it is itself good.“³³ Das Wort „gut“, so Moores Gedankengang, hat einen ganz eigen tümlichen Sinn. Folglich ist Gutsein eine besondere, „nicht-natürliche“, irreduzible Ei-

²⁷ Vgl. z. B. Recanati 2004 & 2010.

²⁸ Vgl. z. B. Brandom 1994, 370f.

²⁹ Vgl. z. B. Lyons 1977, 117.

³⁰ Vgl. z. B. Borg 2004 & Borg 2012, 180ff.

³¹ Austin 1962

³² Vgl. oben Fn. 8.

³³ Moore 1903, § 13, 67

genschaft. Kennzeichnend für diesen eigentümlichen Sinn ist, dass der Begriff des Guten erkennbar allen Versuchen, ihn begrifflich zu analysieren, widersteht: Welches Analysans wir auch sichten, niemals hat es denselben Erkenntniswert wie unser Analysandum. Dementsprechend kann man auch glauben, dass etwas gut ist, und sich dennoch fragen, ob es diejenige Eigenschaft hat, auf die im jeweiligen Versuch einer Begriffsanalyse abgehoben wird. Wollten wir zum Beispiel *gut* zu sein, als dasjenige analysieren, *was wir zu begehren begehren*, so könnte man noch immer weiter fragen, ob dasjenige, was wir zu begehren begehren, gut ist. Die Frage ist weiterhin offen. Sie kann unverändert mit Anspruch auf eine Erweiterung unserer Erkenntnis gestellt werden.

Moore's „*open question argument*“ hat damit einen Zug, der an den Anfang der philosophischen Semantik führt. Er führt dorthin zurück, wo Gottlob Frege über die Beobachtung von Sätzen mit unterschiedlichem Erkenntniswert erst begründet, dass es einer eigenständigen, vom bezeichneten Gegenstand zu unterscheidenden Kategorie des Sinns bedarf.³⁴ Freges Einfluss auf Moore wird, falls er überhaupt je gesehen wird, eher als gering eingeschätzt. Dass Moore hier aber von einer Beobachtung Gebrauch macht, die Frege an den Anfang seiner Betrachtungen „Über Sinn und Bedeutung“ stellt, ist angesichts des Einflusses Freges auf Moores philosophisches Umfeld in einer für Moore besonders wichtigen Arbeitsphase womöglich doch kein Zufall: Wir wissen, dass Moores akademischer Freund *Bertrand Russell* den von ihm als bahnbrechend empfundenen „Doktrinen Gottlob Freges“ in seinen *Principles of Mathematics* einen eigenen Anhang widmete.³⁵ Moore diskutierte dieses Manuskript als philosophischer Sparringspartner Russells in jeder seiner Entwicklungsstufen ausführlich.³⁶ Dies muss ab Sommer 1902, also ein Jahr bevor Moore die eigenen Arbeiten an den *Principia Ethica* beendete, die intensive Befassung mit Freges Schriften „Über Sinn und Bedeutung“ und „Über Begriff und Gegenstand“ eingeschlossen haben.³⁷

Moore konnte sich Freges Auffassung von Sinn allerdings so wenig aneignen wie der Frege-Verehrer Russell. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass Frege die Verschiedenheit des Erkenntniswerts nur als eine hinreichende und nicht auch als eine notwendige Bedingung der Verschiedenheit des Sinns ansah. Moore dagegen scheint aus dem Umstand, dass eine gute Analyse keine Frage offen lassen dürfe, geschlossen zu haben, dass das Analysans mit dem Analysandum synonym sein muss. Das Argument der offenen Frage führt damit zu dem Einwand, den *Cooper Harold Langford* auf dem Höhepunkt der philosophischen Laufbahn Moores vortrug: Langford monierte, dass eine Begriffsanalyse nach Moore nur korrekt sein könne, wenn Analysans und Analysandum synonym seien. Er warf die Frage auf, wozu es ihrer in diesem Fall überhaupt noch bedarf.³⁸ Auf dieses als *Paradox der Analyse* bekannt gewordene Problem wusste Moore letztlich nicht zu antworten. Der tastende Rückzug seiner Replik ähnelt dabei durchaus der alten Position in den *Principia Ethica*. Dort war ein wesentlicher Einwand gegen den Naturalisten letzten Endes gewesen, dass das Wort „gut“ einen ganz eigentümlichen Sinn habe. Vierzig Jahre später spielt Moore dieselbe Karte: „Both statements are in *some* sense about the expressions used as well as about the concept [...] But in *what* sense [...] I cannot see clearly.“³⁹ Mit anderen Worten: Die Gleichheit des Sinns von Analysans und Analysandum ist von ganz eigentümlicher Art.

³⁴ Frege 1892a, 25ff.

³⁵ Russell 1903b

³⁶ Slater 1992, xxvi; Russell 1903a, xlv–xlvi & 45

³⁷ Russell 1903b, 510ff.

³⁸ Langford 1942, 323

³⁹ Moore 1942, 666

Aber haben wir es hier überhaupt mit Sinnfragen zu tun? Diese Meinung liegt nur nahe, wenn man ausblendet, was der Analysierende *mit seinen Worten tut*. Wenn man keine Vorstellung davon hat, welche Signifikanz der Rekurs auf den spezifischen Sprachverwender und seine spezifischen kommunikativen Absichten hat, liegt es vielleicht nahe, alles, was in diesen Bereich gehört, mangels andere Möglichkeiten in den Gehalt des verwendeten Vehikels zu rechnen. Doch dies zeugt lediglich von einem blinden Fleck. Er führte uns bereits zweimal in Schwierigkeiten: Einmal spielte Moore die Sinnkarte gegen den moralischen Naturalismus aus, ein anderes Mal gegen Langford. Einmal sollte der Trumpf stechen, einmal nicht. Der Nachteil dieser ‚*In situ*‘-Semantik, die nach Lösungen von Sinnfragen direkt ‚vor Ort‘ sucht, ist, dass sie einerseits *ad hoc* ist, was ihre Erklärungskraft einschränkt, und andererseits wenig systematisch, was sie in die Nähe theoretischer Willkür rückt. Mit wenig Fantasie könnte man sie als das sprachtheoretische Pendant dessen auffassen, was man in Staat und Gesellschaft als „Politik nach Kassenlage“ schilt. Dies sollte genug Ansporn sein, es einmal mit einer Strategie zu versuchen, die die Besonderheiten der zu untersuchenden Rede nicht ohne Not auf ihre Semantik zurückführt. Wenn wir zudem der Versuchung widerstehen, den Sprachverwender zwanghaft aus dem Bild zu rücken, können wir erkennen, dass auch hier *das sprachliche Handeln* entscheidend ist. Dabei hilft die plausible Grundannahme, dass das Prädikat „ist gut“ an allen Stellen seines Auftauchens regelmässig denselben sprachlichen Sinn hat (von Fällen zentrierter Mehrdeutigkeit einmal abgesehen).

Stellen wir uns vor, wir lauschten Anna, Ben und Chloe reihum ab, was in ihren Augen moralisch gut ist. Ähnliches tun wir mit David:

(Anna)	Aufrichtigkeit	ist gut
(Ben)	Rücksichtnahme	ist gut
(Chloe)	Großherzigkeit	ist gut
<hr/>		
(David)	Das Gute	ist gut

Genauso halten wir es nun im umgekehrten Fall. Hier schauen wir auf den Kontrast zwischen Elias, Felicitas und Gabriel auf der einen und Hannah auf der anderen Seite:

(Elias)	Lügen	ist schlecht
(Felicitas)	Rücksichtslosigkeit	ist schlecht
(Gabriel)	Kleinlichkeit	ist schlecht
<hr/>		
(Hannah)	Das Schlechte	ist schlecht

Worin liegt der Unterschied? Während wir uns auf das, was Anna, Ben und Chloe mit Worten tun, ohne Mühe den Reim machen können, dass sie etwas moralisch *loben*, kann das für David kaum gelten. Und während es keine Mühe bereitet, Elias, Felicitas und Gabriel als Personen aufzufassen, die etwas moralisch *tadeln*, ist genau dies für Hannah nicht überzeugend.⁴⁰ Nun könnte man einwenden wollen: Was hat die Frage „Wann ist Lob (oder Tadel) angebracht“ mit der Frage zu tun „Wann ist eine Handlung gut (oder schlecht)?“ Aber unverbunden sind diese Fragen wohl kaum: Schliesslich ist es kaum abwegig zu behaupten, dass eine Handlung genau dann zu loben bzw. zu tadeln wäre, wenn sie gut bzw. schlecht ist. Wer dies überzeugend findet, wird dies auch kaum der Erfahrung entnommen haben. Es leuchtet ihm vielmehr schon aufgrund näherer Betrachtung der eingehenden Begriffe ein. Der Zusammenhang ist also analytisch. Das bedeutet aber nun gerade nicht, dass moralische Verbindlichkeit eine Sache der Semantik

⁴⁰ Vgl. Moore 1922, 6ff.

von „gut“ und „schlecht“ und verwandter Ausdrücke ist, *ganz im Gegenteil*: Als moralisch verbindlich verstehen wir, was wir moralisch loben. Und dafür, dass wir etwas moralisch loben, ist eben nicht *hinreichend*, dass es durch den Subjektausdruck eines Satzes bezeichnet wird, dessen Prädikat „ist (moralisch) gut“ lautet oder einen anderen passenden, vermeintlich „normativen Ausdruck“ enthält. Das eben widerlegen die Äußerungen von David und Hannah. Es ist übrigens auch nicht *notwendig*: Natürlich kann man mit einer Äußerung wie „Ecce homo!“ jemanden (moralisch) tadeln *und* loben. Dies macht vielleicht gerade die merkwürdige Zweideutigkeit aus, in der uns Pilatus in Joh 19, 5 gegenübertritt. Doch diese Einsicht taugt nicht nur für hohe Feiertage. Wenn die Eltern aus dem Urlaub kommen und ihren Kinder entgegenrufen: „Ihr habt ja aufgeräumt!“, so enthält auch dieser Satz keinen „normativen“ Ausdruck. Und doch kann seine Äußerung die Kundgabe hohen Lobes sein.

Manch einer wird mindestens der ersten dieser Konklusionen entgehen wollen, in dem er behauptet, dass der Sinn von „gut“ und „schlecht“ in den Äußerungen von David und Hannah jeweils „passend umspringt“. Der Grund dafür ist natürlich, an der Relevanz der semantischen Analyse unserer moralischen Sprache festzuhalten. Mit dieser *petitio principii* immunisiert man dieses Anliegen aber und entwertet es letztlich. Wer daran festhalten will, der muss zudem die Semantik-Pragmatik-Unterscheidung aufgeben. Dies wäre genau die Sorte von ‚*In situ*‘-Semantik, der wir nicht erneut verfallen wollten, der wir aber auch nicht verfallen müssen. Der Kontrast, können wir mit Austin sagen, liegt darin, was unsere Subjekte *mit ihren Worten tun*: Anna, Ben und Chloe auf der einen Seite und David auf der anderen *verwenden* die sprachlichen Vehikel ihrer Kundgaben unterschiedlich. Ebenso Elias, Felicitas und Gabriel auf der einen Seite und Hannah auf der anderen. Wir haben hier unterschiedliche *Sprechakte*. Der Unterschied liegt also in der Pragmatik, nicht in der Semantik. Und dass sich, was David sagt, als Lob so wenig eignet wie das, was Hannah sagt, als Tadel, liegt aufgrund des trivialen Charakters des Gesagten sehr nahe.

Es wäre jedoch kein pragmatisches Faktum, wenn sich nicht auch dies bei entsprechenden kommunikativen Absichten anders wenden ließe. Und tatsächlich kann man sich Umstände vorstellen, unter denen man gerade vermittlels der Kundgabe einer Trivialität einen Tadel aussprechen kann. So antwortete Pilatus auf das Drängen der Hohepriester:

(2) Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben

Wer Joh 19, 22 so deutet, dass Pilatus die Hohepriester in die Schranken weist, der braucht kaum mehr, um darin auch noch einen moralischen Tadel zu sehen. Diese berühmte Bibelstelle gibt uns übrigens noch einen weiteren Grund, Semantik und Pragmatik sauber von einander zu scheiden: Was (2) *ausdrückt* ist eine bloße Tautologie. Was Pilatus vermittlels seiner Äußerung von (2) *zu verstehen gibt*, ist aber jedenfalls für die Hohepriester sehr aufschlußreich. Die Kundgabe einer (semantischen) Trivialität kann also (pragmatisch) höchst informativ sein: „It seems to me clear that it is sometimes neither silly nor useless to enunciate a mere tautology.“⁴¹ Auch Moore hat dies gesehen. Allerdings zog er nicht die richtigen Konsequenzen daraus.

⁴¹ Moore 1922, 8

4. Begriffliche Analyse und die Pragmatik des Erklärens

Moralische Bewertung ist also eine Sache der Pragmatik, nicht der Semantik. Den Blick auf die Sprachverwendung zu richten, hilft uns auch bei Moores zweitem Problem. Sind Begriffsanalysen genau dann erfolgreich, wenn sie nichts besagen? Wie wir schon ahnen können, erspart uns die genauere Betrachtung der Sprachverwendung diese aporetische Sackgasse, ohne uns zu *ad hoc* Annahmen über eigentümliche Züge des sprachlichen Sinns zu zwingen. Bleiben wir also ruhig dabei, dass bei einer Begriffsanalyse die Ausdrücke für das Analysandum und Analysans synonym sind. Hierfür spricht auch das klassische Verständnis, nachdem es sich bei der Begriffsanalyse um eine *Begriffszерlegung* handelt:

(3) Ein Junggeselle ist ein unverheirateter Mann

(4) A vixen is a female fox

Bei diesen Musterbeispielen sind es eben die Begriffe des Junggesellen und der Fuchsfähe, die begrifflich in ihre Bestandteile zerlegt werden.

Langfords Paradoxie verschwindet nun, sobald man die Lösung nicht mehr in der Semantik sucht. Besinnen wir uns auch hier auf die Segnungen philosophischer Arbeitsteilung. Eine Zerlegung *nimmt man* schließlich *vor*, eine Begriffsanalyse ist etwas, das man *angibt*. Auf diese Weise sprechen wir von Handlungen, genauer: von *Erklärungshandlungen*. Auch hier bewegen wir uns mithin aus der philosophischen Semantik in die Pragmatik, ja eigentlich sogar in die Handlungstheorie. Es ist schließlich die Handlung und nicht das eingehende sprachliche Vehikel, die wir charakterisieren, wenn wir sagen, die Erklärung sei *vorgeschoben*, *aufschlussreich*, *erschöpfend*, *halbherzig*, *vielsagend*, *lehrreich*, *verworren* – oder eben: *informativ*. Dass der Hebel für die Lösung der Paradoxes der Analyse beim Erklärungsbegriff ansetzen muss, sieht als einer der wenigen *Maik Sühr*:

Es ist wohl eine Plattitüde, dass Begriffsanalysen Begriffserklärungen sind. Dass dieser Gemeinplatz noch nie die Basis für [die Formulierung einer Lösung des Paradoxes der Analyse] wurde, lag vermutlich lediglich an der dogmatischen Konzentration auf notwendige und hinreichende Bedingungen.⁴²

Sühr verspielt diese wertvolle Einsicht aber leider wieder, wenn er nach Erwähnung dessen, dass Erklärungen „Akte“ sind (also etwas, *was man tut*), etwas verlegen auf die semantischere Sichtweise einschwenkt. Erklärungen, so meint er, sind *Propositionen*.⁴³

Dies wiederum würde einleuchten, wären Erklärungen ganz generell Propositionen, aber dies erfreut sich nicht allgemeiner Zustimmung.

Den Systemzwang, der Sühr und andere dazu führt, die Lösung nicht in der Pragmatik finden zu können,⁴⁴ müssen wir nicht mitmachen. Die obsessive Fokussierung auf das sprachliche Vehikel und seinen Gehalt offenbart auch hier einen bedauerlichen philosophischen Tunnelblick. Der Witz, auf den man beim Erklären zielt, liegt eben immer und zuvörderst in der *Erklärungshandlung*. Wo wir das sehen, ist es unschädlich, abkürzend und vereinfachend vom Satz zu reden, wo man seine Äußerung meint. Wo man so eine abkürzende Rede aber wörtlich nimmt, verfehlt man den entscheidenden Punkt.

Was macht nun eine Begriffsanalyse als Erklärungshandlung informativ? Und warum gilt dies nicht unter Verwendung jedes Synonyms? Bedenken wir, dass die chemische

⁴² Sühr 2016, 179

⁴³ *Ebd.*, 86

⁴⁴ Vgl. auch Balaguer & Horgan 2016.

Metapher, die im altgriechischen „*ανάλυσις*“ (*analysis*, *Auflösung*) angelegt ist, wirklich nur eine Metapher ist. Auflösung ist hier als *Zerlegung* in die *Bestandteile* gemeint. Begriffe können jedoch nicht buchstäblich zerlegt werden. Auch der Begriffsausdruck (der sprachliche Ausdruck für das Analysandum) ist nach Angabe der Analyse noch vollkommen intakt. Wir haben hier also einen Fall metaphorischer Rede, nicht anders als dort, wo wir sagen, dass Achill ein Löwe ist, und damit meinen, dass er der stärkste und tapferste der Danaer ist. Worin besteht die Metapher in unserem Fall? Was ist das Zerlegen in dem Sinne, in dem Achill ein Löwe ist? Mein Vorschlag lautet: Ein *sichtbar Machen der Bestandteile*. Eine Begriffsanalyse macht begriffliche Bestandteile sichtbar. Daher können einfache Begriffe auch nicht analysiert werden. Wie Frege sagte: „Was einfach ist, kann nicht zerlegt werden, und was logisch einfach ist, kann nicht eigentlich definiert werden.“⁴⁵

Auf welche Weise macht jemand nun begriffliche Bestandteile sichtbar, der mittels der Kundgabe von (3) und (4) eine Begriffsanalyse angibt? Hier greift unsere pragmatische Erklärung: Eben durch die Verwendung von Ausdrücken, die jeder für sich genommen nur Bestandteile des analysierten Begriffs ausdrücken:

(3*) unverheiratet / Mann

(4*) female / fox

Unter Verwendung von (3) und (4) wird *sichtbar*, oder anders gesagt: mittels der Verwendung von (3) und (4) kann jemand *zeigen*, was der kompetente Sprachverwender ansonsten nur still erfasst: Dass nämlich in den Begriff des Junggesellen der Begriff des Mannes (und der des Unverheirateten) eingeht, und in den der Fuchsfähe der des Weiblichen (und des Fuchses).⁴⁶

Diese Lösung macht Gebrauch davon, dass die Angabe einer Begriffsanalyse *als Handlung* informativ sein kann, selbst wenn die Ausdrücke für das Analysandum und das Analysans synonym sind und somit denselben Erkenntniswert haben. Doch die Einsicht, von der wir hier Gebrauch machen, ist uns recht betrachtet gar nicht unbekannt. Wir haben hier bei Lichte besehen keinen anderen Fall als dort, wo wir die sechste Stufe des Verstehens betraten. Erinnern wir uns, was Pilatus den Hohepriestern zurief:

(2) Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben

Das Evangelium verstehen wir nur, wenn wir erkennen, dass Pilatus Entgegnung mittels (2) tief blicken liess, *obwohl* das Vehikel seiner sprachlichen Handlung eine Tautologie war. Vergessen wir also nicht, dass eine sprachliche Handlung vorgeschoben, aufschlussreich, erschöpfend, halbherzig, vielsagend, lehrreich, verworren oder eben informativ sein kann, *auch wenn das verwendete sprachliche Vehikel nichts davon ist*. Dass sich dies beim so genannten Paradox der Analyse ebenso verhält, ist also gar nicht überraschend.

Mit dieser Erklärung sind wir übrigens nicht auf die These festgelegt, dass man *schon dann* eine Begriffsanalyse angibt, wenn man sich zu einer Begriffserklärung anschickt und die Ausdrücke für das Analysandum und das Analysans synonym sind. Darauf sollten wir uns auch nicht festlegen lassen, drei gewichtige Gründe sprechen nämlich dagegen: (a) Jeder Ausdruck ist mit sich selbst synonym; (b) manche Ausdrücke

⁴⁵ Siehe oben, Fn. 2.

⁴⁶ Dies lässt sich als pragmatische Entsprechung des Carnapschen Vorschlags auffassen, dass bei einer korrekten Begriffsanalyse die Ausdrücke für das Analysandum und das Analysans nicht *intensional isomorph* sind. Vgl. Carnap 1949, 350.

sind mit anderen synonym, die genaue dieselbe begriffliche Komplexität sichtbar machen; und (c) für die Frage, welche begrifflichen Bestandteile sichtbar gemacht werden, kommt es nur auf den Ausdruck für das Analysans an. Daher gibt *keine* Begriffsanalyse an, wer den Begriff des Junggesellen, des Sturms, der Geige oder des weiblichen Fuchses unter Kundgabe der folgenden Sätze zu erläutern sucht:

- (5) Ein Junggeselle ist ein Junggeselle
- (6) A tempest is a storm
- (7) Geigen sind Violinen
- (8) A female fox is a vixen

Ähnlich wie einst *Rudolf Carnap* können wir den Ausschluss dieser Fälle als Vorzug auffassen.⁴⁷ Er stellt keine Schwäche unserer pragmatischen Erklärung dar, im Gegenteil.

Auch hier werden einige womöglich um jeden Preis daran festhalten wollen, dass die semantische Ebene entscheidend ist. Wer darauf besteht, dass Informativität eine semantische Eigenschaft ist, und Begriffsanalysen dennoch für informativ hält, der muss Moores (und Freges!) Synonymiethese verwerfen. Sie ist ja nichts anderes als die Annahme, dass der Sinn der Ausdrücke für Analysandum und Analysans identisch ist. Vielleicht glaubt man so auch die philosophische Praxis auf der eigenen Seite zu haben: Geben Philosophen nicht alle nahtlang Begriffsanalysen, die der Synonymie entbehren? Gilt dies nicht sogar gelegentlich für Moore selbst? Das mag stimmen. Es ist aber die Frage, ob dies nicht eher Veranlassung zur Qualifikation dieser Vorschläge gibt als zur Neubewertung des Geschäfts der begrifflichen Analyse. Schliesslich halten Wissenschaftler ganz allgemein (nicht nur Philosophen) Falschheiten oft für Wahrheiten oder Wahrheiten für Falschheiten. Wer wollte daraus semantische Konsequenzen für die Wahrheitstheorie ziehen? Auch kommt es nicht selten vor, dass Wissenschaftler als Begriffswahrheit handeln, was empirisch ist, und für eine empirische Wahrheit halten, was begrifflich ist. (Ein guter Kandidat wäre hier das ökonomische Prinzip: „People respond to incentives.“⁴⁸) Auch hier wird niemand die Neigung verspüren, die Unterscheidung zwischen Vernunft- und Tatsachenwahrheiten neu zu fassen. Schwerer wiegt jedoch, dass man mit der Aufgabe der Synonymiethese das Kind mit dem Bade auszuschütten scheint.⁴⁹ Dies gilt jedenfalls dann, wenn der Grund für diese Aufgabe die ‚semantische Informativität‘ von Begriffsanalysen ist. Denn in diesem Falle müssten wir unsere Musterbeispiele (3) und (4) *ausschliessen*. Schließlich erfüllen sie die Synonymie-Forderung in geradezu offenkundiger Weise. Ihnen müsste daher die angenommene ‚semantische Informativität‘ fehlen. Der hier erwogenen semantischen Alternative zufolge müssten diese Standardbeispiele also geradezu Musterbeispiele dafür sein, was *keine* Begriffsanalyse ist. Zudem könnten Begriffsanalysen diesem Verständnis zufolge so wenig *Analysen*, also *Zerlegungen* sein, wie dasjenige, was in der Werkstatt geschieht, wenn ich einen Motor ‚demonchiere‘ in Teile, aus denen er gar nicht besteht.

Dies sollte zu Zweifeln Anlass geben, ob es wirklich klug ist, die Semantik zur philosophischen Allzweckwaffe ausbauen zu wollen. Revisionen, die unser Vorverständnis bis zur Unkenntlichkeit abändern, sind ja sicherlich nicht selbstrechtfertigend. Sie rechtfertigen sich bestenfalls durch ihren methodologischen Ertrag. Der bleibt im betrachteten Fall aber fraglich. Überdies lehrt ein genauerer Blick, dass die semantische *ad hoc* Lösung keine wirkliche Alternative, sondern ein leer drehendes Rad ist. Was auch immer

⁴⁷ Carnap 1949, 350

⁴⁸ Mankiw & Taylor 2014, 5

⁴⁹ So etwa Künne 1990, 36 und Radtke 2013, 192ff.

unsere semantischen Annahmen sind, sie waren schon kategorial gar nicht geeignet, die skizzierte pragmatische Lösung zu beseitigen.⁵⁰ Unverändert gilt: Die Angabe einer Begriffsanalyse kann als *Handlung* informativ sein, auch wenn die verknüpften Ausdrücke synonym sind. Dies trifft eben auch und gerade für unsere Musterbeispiele zu: Vermittels der Kundgabe von (3) und (4) kann man eine tadellose Begriffsanalyse geben, die zudem in genau der Hinsicht informativ ist, die für Begriffsanalyse kennzeichnend ist.

Auch hier haben wir es also letzten Endes nicht mit Sinnfragen zu tun. Von entscheidender Bedeutung sind auch im Falle des Paradoxes der Analyse die Eigentümlichkeiten der Sprachverwendung. Das mag manchem einfach, vielleicht gar zu einfach klingen. Doch dem kann man durchaus mit *Isaac Newton* entgegenhalten: „Truth is ever to be found in simplicity, and not in the multiplicity and confusion of things.“⁵¹

5. Pragmatische Äquivalenz vs. semantische Äquivalenz

Treten wir kurz einen Schritt zurück. Unabhängig von den beiden hier betrachteten Problemfeldern kennen wir schon lange das Phänomen, dass pragmatisch äquivalent sein kann, was semantisch nicht äquivalent ist. Dazu einige Beispiele:

- (9) Können sie mir sagen, wie spät es ist?
- (10) Wissen sie, wo es hier zum Bahnhof geht?
- (11) Ich würde gerne wissen, ob man bei Ihnen Batterien entsorgen kann.

Wer Äußerungen wie diese macht spricht typischerweise eine *Bitte* aus: Eine Bitte um Angabe der Uhrzeit, Wegweisung zum Bahnhof oder Entsorgung alter Batterien. Keine Sprachtheorie, die die Morris-Unterscheidung überhaupt macht, kann dies auf den sprachlichen Sinn der eingehenden Sätze reduzieren. Wir sehen den Grund klarer, wenn wir über den Aussageteil variieren und die Umstandsbestimmung konstant halten:

- (9) Können sie mir sagen, wie spät es ist?
- (12) Wissen sie, wie spät es ist?
- (13) Ich würde gerne wissen, wie spät es ist.

Was wir erhalten, ist eine Reihe von Sätzen, die man verwenden kann, um ein und dieselbe Bitte auszusprechen: Die um Angabe der Uhrzeit. Man kann dies auch so formulieren: Die Äußerungen von (9)-(13) sind (in Hinsicht auf die fünfte Stufe des Verstehens) gleichwertig. Sagen wir kurz: Sie sind *pragmatisch äquivalent*. Sind die eingehenden Sätze damit aber auch semantisch äquivalent? Nein: (9)-(13) sind nicht synonym.⁵² Hier noch darauf zu bestehen, dass man vermittels der Äußerung von (9)-(13) „in some sense“ dasselbe ausdrückt und „in some sense“ nicht, würde jedenfalls nicht weiterhelfen. Es hieße einer promiskuen Verwendung von „sense“ das Wort zu führen, die kategorial impotent und methodisch beliebig ist. Sie würde zu Recht dem Kripke-Verdikt überantwortet.

Was wir als allgemeines sprachliches Phänomen kennen, kommt natürlich auch auf dem Felde der Rede über das Moralische vor. Eine analoge Beobachtung ist entsprechend, dass man auch mit der Äußerung der Sätze

- (14) Lügen ist schlecht
- (15) Du sollst nicht lügen

⁵⁰ Künne 1990, 35 könnte ein implizites Anerkenntnis sein.

⁵¹ Nach de Pater 2005, 474.

⁵² Langfords Auffassung *idiomatischer Rede* (1942, 324ff.) scheint ihn darauf aber leider festzulegen.

(16) Wer lügt, handelt verwerflich

typischerweise denselben Tadel ausspricht. Auch hier können wir kurz sagen, dass diese Äußerungen pragmatisch äquivalent sind. Aber auch hier sind die eingehenden Sätze nicht synonym. Natürlich *haben* diese Sätze einen sprachlichen Sinn, ebenso wie eine sprachliche Form, und möglicherweise könnte man diese Ausdrücke ohne sprachlichen Sinn nicht zum Loben oder Tadeln verwenden. Aber nichts anderes gälte, wenn die Ausdrücke keine sprachliche Form hätten. Daher dürfen wir uns den klaren Blick nicht vernebeln lassen: Dass man vermittelt (14)-(16) ungeachtet ihres unterschiedlichen sprachlichen Sinns und ihrer unterschiedlichen sprachlichen Form *denselben Tadel* anbringen kann, zeigt, dass Tadeln eben nicht wesentlich eine Frage von Syntax oder Semantik ist, sondern der Handlungen, die wir (vermittels der Verwendung von Ausdrücken) *vollziehen*. Richard Hare sagte einst:

It is perfectly unexceptionable, on the colloquial plane, to say that the sentence 'A is good' is used to express approval of A [...] but it is philosophically misleading if we think that the approval which is expressed is a peculiar warm feeling inside us.⁵³

Hare nahm so den *Emotivismus* aufs Korn, und diese Diskussion hat lange Zeit eine große Bedeutung in der Moralphilosophie gehabt. Doch leider krankt Hares ansonsten weitsichtige Analyse daran, dass sie sich nicht selbst in den Blick nimmt: Es mag philosophisch irreführend sein, moralisches Lob mit einem „warmen Gefühl im Inneren“ zu verwechseln. Es ist aber nicht weniger philosophisch irreführend, moralisches Lob an den Sinn der verwendeten Ausdrücke zu binden. Mit Hares „präskriptiven“ Sinnen⁵⁴ kommen wir nur vom Regen in die Traufe. Moralische Bewertung ist und bleibt eine Sache dessen, was wir *tun*.

6. Das Objektive und das Subjektive

Wir sind nun fast so weit, erklären zu können, wie die pragmatische Analyse moralischer Bewertung dabei hilft, das Problem des moralischen Sollens zu entwirren. Vor uns liegt nur noch ein Verstehenshindernis, das aus dem Weg geräumt werden muss. Es hat mit der Unterscheidung zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven zu tun. Dieser Unterschied ist ersichtlich von allgemeinerer Relevanz als nur auf dem Felde der Moralphilosophie. Dort kommt er jedoch ins Fahrwasser des Streites zwischen *Kognitivisten* und *Non-Kognitivisten*. Man kann die Charakterisierung des Objektiven nun mit Blick auf die Moral vornehmen,⁵⁵ dann riskiert man jedoch, dass die Bestimmung des Moralischen von dieser Charakterisierung lebt. Oder man entwickelt die Unterscheidung zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven unabhängig und wendet sie auf die Moral an. Dies ist das Verfahren, dem wir hier folgen wollen.⁵⁶

Die Unterscheidung zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven hat eine lange Tradition. Die Termini gehen auf Aristoteles' Kategorienschrift zurück.⁵⁷ *Boethius* verwendete in seinem Kommentar das Wort „*subiectum*“ als Wiedergabe des griechischen „*ὑποκείμενον*“.⁵⁸ Der langen Tradition zum Trotz wurzelt unser modernes Verständnis der Unterscheidung jedoch in der frühen Neuzeit. Erst dort wurden die Ausdrücke „ob-

⁵³ Hare 1952, 10

⁵⁴ *Ebd.*, 117

⁵⁵ Vgl. Ernst 2009, 29–39.

⁵⁶ Vgl. Oliva Córdoba 2018.

⁵⁷ Vgl. Newton 2008.

⁵⁸ Vgl. Knebel 1998.

ektiv“ und „subjektiv“ in der nun charakteristischen Weise in kontradiktorischer Opposition verwendet. Der Unterschied, den sie markieren, wurde in Hinsicht auf eine angenommene oder bestrittenen Abhängigkeit vom Mentalen gefasst. Eine typische Passage finden wir etwa bei Gottlob Frege in den *Grundlagen der Arithmetik*:

Wenn man sagt „die Nordsee ist 10,000 Quadratmeilen groß,“ so deutet man weder durch „Nordsee“ noch durch „10,000“ auf einen Zustand oder Vorgang in seinem Innern hin, sondern man behauptet etwas ganz Objectives, was von unsern Vorstellungen und dgl. unabhängig ist.⁵⁹

Tyler Burge schlägt als moderner Autor in eine ähnliche Kerbe:

An element in some subject-matter conceptions of objectivity is mind independence: an objective subject matter is a subject matter that is constitutively mind-independent. [...] By contrast, minds, beliefs, feelings, [...] are not constitutively mind-independent, and hence not objective, in this sense.⁶⁰

Die altehrwürdige Unterscheidung gipfelt in dem, was Burge später die „narrow root notion“ der Objektivität nennt:⁶¹ Das Objektive ist objektiv, da es vom Geist *unabhängig* ist („*independent of the mind*“). Das Subjektive ist subjektiv, da es vom Geist *abhängt*. Dieses grundlegende Verständnis können wir letztlich nicht aufklären, ohne auf *Einstellungen* Bezug zu nehmen. Warum also drückt derjenige etwas *Subjektives* aus, der äußert:

(17) Seetang schmeckt lecker

Der Grund liegt darin, dass unser Verständnis solcher Aussagen wie (17) auf die implizite oder explizite Bezugnahme auf die *Einstellungen* von Einstellungssubjekten angewiesen ist. Dies eben ist die „*mind dependence*“ des Subjektiven: Es wäre unverständlich, was es heißen sollte, dass Seetang lecker ist, wenn damit nicht der Gedanke verbunden wäre, dass dies jemand in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft lecker fand oder finden könnte.

Es ist dabei wichtig zu sehen, dass wir so die *Intelligibilität* einer bestimmten Rede charakterisieren, nicht ihren Anspruch auf Wahrheit oder Falschheit.⁶² Es handelt sich darum, wie wir die Welt begrifflich einteilen, nicht darum, wie sie ist. Machen wir vereinfachend die Annahme, dass alles entweder lecker oder furchtbar schmeckt. Dann gilt entweder (17) oder

(18) Seetang schmeckt furchtbar

Doch beide Aussagen wäre gleichermaßen subjektiv. Subjektivität impliziert also weder Wahrheit (oder einen Anspruch darauf) noch Falschheit. Objektivität tut dies auch nicht. Die folgenden beiden Aussagen drücken etwas aus, was in seiner Intelligibilität nicht vom Bezug auf Einstellungen von Einstellungssubjekten abhängig ist:

(19) Paris liegt an der Seine

(20) Paris liegt an der Rhône

Nur die erste dieser Aussagen ist wahr, die zweite nicht. Die Verwechslung des Objektiven mit dem Wahren oder dem, was Wahrheit beansprucht, und des Subjektiven mit dem Imaginären, Eingebildeten kann philosophisch durchaus Schaden anrichten.

⁵⁹ Frege 1884, 34

⁶⁰ Burge 2010, 46

⁶¹ *Ebd.*

⁶² *Contra* Ernst 2009, 30.

Donald Davidson hat einmal angemerkt, dass nur dasjenige eine Handlung zu erklären vermag, das herausbringt, was der Akteur selbst in ihr sah, was ihm selbst an seinem Tun attraktiv erschien.⁶³ Nur die *subjektive Motivation* kann das Handeln befriedigend erklären. Damit sind wir auf die für das Handeln relevanten Einstellungen des Akteurs zurückgeworfen, seine *Handlungsgründe*, das eben macht die Handlungsmotivation subjektiv. Wer vermittelt einer Äußerung von (14)-(16) einen ernst gemeinten Tadel ausspricht, wer dies nicht auf der Bühne als Schauspieler oder auf andere Weise ohne ‚behauptende Kraft‘ tut, in dessen Motivation geht typischerweise eine Einstellung der Missbilligung ein. Die philosophische Tradition hat diese Einstellung der Missbilligung spätestens seit dem *Protagoras* meistens als eine spezifische Überzeugung gesehen.⁶⁴ Auch andere Einstellungen sind hier ins Spiel gebracht worden: Ein bestimmtes Wollen, oder der Wunsch, dass andere auch die Regeln befolgen mögen, die man selbst zu befolgen wünscht. Das können wir hier offen lassen. Das genaue Format der eingehenden Einstellung ist an dieser Stelle weniger wichtig, als das darin liegende Anerkenntnis, dass wir jeweils auf einen spezifisch *subjektiven* Zug des individuellen Seelenlebens des Subjekts abheben. Wer vermittelt einer Äußerung von (14)-(16) einen ernst gemeinten Tadel ausspricht, bringt damit eine subjektiv empfundene Missbilligung zum Ausdruck. Das mag zunächst wie eine Neuauflage des Emotivismus *klingen*. Aber hier ist eben zu beachten, dass wir nur beschreiben, wie es um das Seelenleben desjenigen bestellt ist, der (14) aufrichtig und ernsthaft verwendet. Anders gesagt: Als pragmatische Theorie verstanden ist am Emotivismus mehr, als an ihm semantisch je richtig sein könnte. Und als pragmatische Theorie verstanden stechen die Einwände nicht, die in der Debatte zwischen Kognitivisten und Nonkognitivisten regelmässig vorgebracht werden werden.⁶⁵

Man darf sein Blatt jedoch auch nicht überreizen. Es ist weder notwendig noch immer der Fall, dass wer einen Satz wie (14) aufrichtig und ernsthaft verwendet, damit einen ernst gemeinten Tadel ausspricht und mithin irgendetwas missbilligt. Um zu beurteilen, wann und inwieweit dies der Fall ist, müssen wir uns eben all das anschauen, was bei der Ermittlung der Pragmatik einer Äußerungsverwendung stets ins Spiel kommt. Und das können sehr komplexe kommunikative Intentionen sein, nicht unähnlich denen, die wir Pilatus zuschreiben, wenn wir ihm die Kundgabe der schlichten Tautologie (2) als Maßregelung der Hohepriester auslegen.

7. Scheincharakter und intrinsische Motivation

Am moralischen Sollen ist zweifellos etwas besonders. Was dieses Besondere ist, erkennen wir jedoch erst auf dem Felde des Praktischen. Eigentlich ist diese Einsicht nicht neu. Um sie dreht sich zum Beispiel die im deutschen Sprachraum vielbeachtete Debatte zwischen *Ernst Tugendhat* und *Ursula Wolf*. Tugendhat hatte in seinen „Drei Vorlesungen über Probleme der Ethik“ moralische Normen als sanktionierte soziale Imperative aufgefasst.⁶⁶ Wolf hatte diese Auffassung unter anderem deshalb kritisiert, da sie in einer falschen Darstellung moralischer Motivation, einer zirkulären Definition der Moral und einem inkohärenten Verständnis von Sanktion münde.⁶⁷ Doch auch wenn beiden Kombattanten die Grenzen des semantischen Zugangs zur Moral bewusst sind,⁶⁸

⁶³ Davidson 1963, 3f.

⁶⁴ Platon, *Protagoras* 352c–353a

⁶⁵ Vgl. z. B. Blackburn 1984, 189f.

⁶⁶ Tugendhat 1983, 86

⁶⁷ Wolf 1984, 200

⁶⁸ Tugendhat 1983, 85

kommen sie immer wieder auf eine Weise auf die Bedeutung von Wertsätzen und die Bedeutung von „gut“ zurück, die diese Abgrenzung aufzuweichen und diese Einsicht wieder zu verspielen scheint. Wenden wir uns den Ausgangsfragen daher auf Grundlage unserer Klärungen erneut zu.

Ist der Eindruck der besonderen Kraft des Wortes „soll“ auf einen „Scheincharakter“ zurückzuführen? Motivieren Überzeugungen moralischer Gutheit rationale Akteure intrinsisch? Diese Fragen zum Problem des moralischen Sollens lassen sich klarer beleuchten, wenn man sich den pragmatischen Charakter solcher Sätze wie

- (14) Lügen ist schlecht
- (15) Du sollst nicht lügen
- (16) Wer lügt, handelt verwerflich

nochmals vor Augen führt. Vermittels der Äußerung dieser Sätze spricht man typischerweise einen moralischen Tadel aus. Da diese Sätze pragmatisch äquivalent sind, spricht man unter ihrer Kundgabe typischerweise *denselben* moralischen Tadel aus. Dies ist hier so wenig mit Notwendigkeit verbunden wie im Falle der pragmatischen Äquivalenz von (9), (12) und (13). Wir sollten daher ergänzen, dass dies *gemäß der derzeit gültigen sprachlicher Konventionen des Deutschen* gilt: Es hätte sich ebenso ergeben können, dass (15) nicht konventionell zum Ausdruck eines moralischen Tadels hätte verwendet werden können und (12) keine konventionell zulässige Weise gewesen wäre, um die Angabe der Uhrzeit zu bitten. Der Unterschied ist höchstens graduell. Schauen wir nunmehr aber auf die andere Komponente: Wann tadelt man moralisch? Dies ist eine Frage, die nicht die zufällige Gültigkeit bestimmter empirischer Konventionen zu einer bestimmten Zeit betrifft, sondern unser Verständnis dessen, was ein moralischer Tadel ist.

Da wir den Begriff des Tadels hier nicht gesondert erläutern müssen, können wir uns auf die Moral selbst konzentrieren. Wäre nicht folgendes ein guter Kandidat für eine allseits akzeptable nähere Erläuterung? Wer *moralisch* tadelt, tadelt, *weil er in Bezug auf das Getadelte die Vorstellung der Verletzung eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten hat*. In diese nähere Bestimmung des moralischen Tadels, und damit auch in unsere Vorstellung von Moral selbst, geht die Vorstellung eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten ein. Doch wir dürfen nicht übersehen, dass sie dies in besonderer Weise tut: *intentional*.⁶⁹ Das rechte Verständnis des moralischen Tadels verpflichtet also nicht zur Annahme eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten. Es verpflichtet auch nicht auf das Gegenteil. Streng genommen verpflichtet es nur zu dem Anerkenntnis, dass dem Tun des Tadelnden die *Vorstellung* eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten *einwohnt*. Die Intentionalität des Kontextes verhindert aber, dass wir *der Sache nach* auf Existenzannahmen in die eine oder andere Richtung festgelegt sind. Brentano nannte dies „intentionale Inexistenz“.⁷⁰

Stellen wir uns den moralisch Tadelnden zur Vereinfachung als gemäßigten *Eiferer* vor. Dann können wir sehen: Das rechte Verständnis moralischen Tadels lässt offen, ob der Eiferer richtig oder falsch liegt, ob er ein moralischer Dissident ist oder Anhänger der herrschenden Mehrheitsmoral. Es verpflichtet nur darauf, ihm die Vorstellung eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten zuzuschreiben. Diese Vorstellung können wir uns vereinfachend als *Annahme* denken, obwohl dies die Sache eigent-

⁶⁹ Brentano 1874, 115f.

⁷⁰ *Ebd.*

lich verfehlt.⁷¹ Feinere Unterscheidungen müssen jedoch anderen Gelegenheiten vorbehalten bleiben. Wichtig ist hier nur, dass die Vorstellung Bestandteil der Einstellungswelt des moralisch Tadelnden ist. Mit ihrer Hilfe können wir uns einen Reim darauf machen, warum er bestimmte andere Einstellungen hat.

Paul zum Beispiel will nicht, dass seine junge Tochter Maria bei ihrem älteren Freund Peter übernachtet. Er hält Sex vor der Ehe für moralisch verwerflich und fürchtet, dass Peter und Maria der Versuchung erliegen. Wenn Paul Maria nun tadelt, weil sie bei Peter übernachten will, so liegt seinem Tadel die Annahme eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten unter, die er analog zur Kundgabe von (14)-(16) manifestieren könnte. Dies erlaubt es, *Einstellungsgründe* zuzuschreiben. Einstellungsgründe sind nicht dasselbe wie Handlungsgründe. Sie können diese aber gegebenenfalls beeinflussen und uns auf diese Weise *mittelbar* motivieren. Wenn Paul Maria Hausarrest erteilt, weil er nicht will, dass sie bei Peter schläft, handelt er. Handlungen erfolgen aus Handlungsgründen. In diesen Handlungsgrund geht wesentlich ein, dass *Paul nicht will, dass Maria bei Peter schläft*. Kürzen wir das so ab: *p*. Der Grund dafür, dass *p*, ist aber, dass *Peter Sex vor der Ehe für moralisch verwerflich hält*. Kürzen wir entsprechend ab: *q*. Der Reim, den wir uns auf Peters Seelenleben machen, beinhaltet also folgende Erklärung: *p weil q*. Oder ausgeschrieben: Paul will nicht, dass Maria bei Peter schläft, *weil* er Sex vor der Ehe für moralisch verwerflich hält. Wir können nun sagen: Wo (i) $\lceil p \rceil$ wesentlich in einen Handlungsgrund eingeht und (ii) $\lceil p \text{ weil } q \rceil$ die Angabe eines Einstellungsgrundes darstellt, ist $\lceil q \rceil$ mittelbar motivational. Wir betrachten so das Verhältnis der Einstellungen eines Subjekts untereinander. Wir systematisieren, was sich uns als ihr *internes Zusammenwirken* darstellt. Dies könnten wir auch so ausweisen: Wo $\lceil q \rceil$ mittelbar motivational ist, beschreibt $\lceil q \rceil$ eine *intrinsische Motivation*.

Illustrieren wir den intentionalen Charakter der intrinsischen Motivation kurz auf andere Weise: In einer an Brentano erinnernden Redeweise konnten wir oben sagen, dass die unterliegende Vorstellung den Einstellungen des moralisch Überzeugten „einwohnt“. Diese intentionale Inexistenz wird durch eine Parallele zum *religiösen* Tadel deutlicher. Auch er kann ohne eine sachliche Annahme zur Natur des Guten (hier: ohne theistische Annahmen) bestimmt werden. Der Atheist muss nicht gläubig werden, um den Begriff des religiösen Tadels korrekt zu erfassen. Er geht aber am Verständnis des Begriffs vorbei, wenn er übersieht, dass jedenfalls dem Tun des religiös Tadelnden theistische Annahmen unterliegen. Diese beiden Erläuterungen lassen sich sogar auf interessante Weise verschränken: Wo das universell und unmittelbar verpflichtende absolut Gute als Gott gedacht wird, könnte man den religiösen und den moralischen Tadel in eins fließen sehen. Aber es ist auch instruktiv, dass dies nicht notwendig zusammenhängt. Eine atheistische Konzeption des moralischen Guten bleibt möglich.

Wir haben nun zusammengeführt, was man für eine Beantwortung unserer Fragen in Anschlag bringen kann. Sowohl der Eindruck des Scheincharakters als auch der der intrinsischen Motivation ist in wichtiger Hinsicht berechtigt:

(i) *Scheincharakter*: Der Eindruck der besonderen Kraft des Wortes „soll“ ist letzten Endes nur geborgt: Er verdankt sich dem Umstand, dass Redeweisen wie (14)-(16) typischerweise, aber eben nicht notwendigerweise, dazu verwendet werden, um einen moralischen Tadel zum Ausdruck zu bringen. Wo damit eine verbundene „Kraft“ ins Spiel kommt, liegt sie recht eigentlich im Umfeld des Tuns, im Tadel. Die Verbindung zum Ausdruck „soll“ und verwandten Ausdrücken ist dabei „nur“ pragmatisch und jedenfalls

⁷¹ Vgl. Kutschera 1990, 122; sowie oben die Ausführungen zu Fn. 64.

empirisch-kontingent. Es ist eben ein Kategorienfehler, empirische-kontingente Konventionen, die mit einem Ausdruck lediglich pragmatisch verknüpft sind, im sprachlichen Sinn des Ausdruck niedergelegt zu sehen. Ausdrücke, die vermöge ihres sprachlichen Sinns eine bestimmte Verwendung haben, gibt es so wenig wie das Umgekehrte.⁷²

Es ist ganz allgemein irreführend (wenn auch wohletabliert) von „wertenden Ausdrücken“, „evaluativen Sätzen“ und „normativen Prädikaten“ zu reden. Man erweckt so den Eindruck, intrinsische Eigenschaften einer bestimmten Klasse von Ausdrücken hervorzuheben. Stattdessen spricht man aber über Züge ihrer Verwendung. Wie wir am Kontrast zwischen Anna, Ben, Chloe, Elias, Felicitas und Gabriel auf der einen Seite und David und Hannah auf der anderen sehen konnten, sind es nicht die verwendeten Ausdrücke, die „wertend“ sind. Vielmehr wertet derjenige, der diesen Ausdruck verwendet. *Personen werten, nicht Ausdrücke*. Wir treffen daher keine Eigenart einer Klasse von Ausdrücken: „Wertende“, „evaluative“ oder „normative“ Ausdrücke konstituieren keine eigene Kategorie, sondern ein Missverständnis.

Auch diese Einsicht ist eigentlich nicht neu, jedoch muss sie anscheinend immer wieder neu errungen werden. *Stephen Toulmin* und *Kurt Baier* wiesen bereits 1952 in diese Richtung.⁷³ Die Zweiteilung von Ausdrücken in deskriptive und nicht-deskriptive,⁷⁴ die Toulmin und Baier bei *Charles Ogden* und *Ivor Richards* kritisieren, nimmt Moore's Überzeugung von der undefinierbarkeit des Wortes „gut“ explizit auf: Ogden und Richards beziehen sich in ihrer Analyse ausdrücklich auf eben die Passagen bei Moore,⁷⁵ die wir oben zum Anlass nahmen, zu bestreiten, dass das Problem des moralischen Sollens ein semantisches ist. Doch wo sich Ogden & Richards der Annahme eines besonderen Sinns des Wortes „gut“ zu Recht verweigern, gehen Sie mit der These, dass nicht-deskriptive Ausdrücke „symbolically blank but emotively active words“ sind,⁷⁶ an der entscheidenden Einsicht ins Pragmatische vorbei. Sie stoßen die Tür zu einem psychologistischen und behavioristischen Emotivismus auf, der ebenfalls zu Recht skeptisch gesehen wird.⁷⁷ Was bleibt, ist eine Verwirrung, die man zu Recht kritisiert: Was am moralischen Sollen besonders ist, hat nichts mit der Semantik vermeintlich wertender Ausdrücke zu tun. Es verdankt sich der Pragmatik des moralischen Bewertens.

(ii) *Intrinsische Motivation*: Motivieren Überzeugungen moralischer Gutheit rationale Akteure intrinsisch? Aus Gründen der Praktikabilität müssen wir enger fragen. Ist, wer moralisch tadelt, intrinsisch motiviert? Auch diese Annahme scheint in wichtiger Hinsicht berechtigt zu sein. Doch müssen wir einige Fallstricke entwirren. Dem Intrinsischen, wie immer man es versteht, steht funktional das Extrinsische gegenüber. Wir kennen dies aus der Ontologie: Innere Eigenschaften („*intrinsische*“) kommen einem Gegenstand ohne Beziehung zu anderen zu, äußere Eigenschaften („*extrinsische*“) sind relational.⁷⁸

Wie man schnell einsieht, sind intrinsische Eigenschaften nicht Eigenschaften *an sich* oder *per se*, oder *notwendige* oder gar *wesentliche* Eigenschaften. Das Hauptfenster der Nordfassade von Notre Dame ist *rund*, dies ist eine intrinsische Eigenschaft des Fensters aber weder an sich noch wesentlich. Verheiratete sind *mit jemandem verheiratet*, dies ist

⁷² Siehe oben, Abschnitt 1.

⁷³ Toulmin & Baier 1952, 31

⁷⁴ Ogden & Richards 1923, 125

⁷⁵ *Ebd.*, Fn. 1

⁷⁶ *Ebd.*

⁷⁷ Vgl. oben, Fn. 65.

⁷⁸ Vgl. z. B. Kutschera 1993, 31.

extrinsisch und wesentlich. In der psychologischen Motivationstheorie ist dieser funktionale Kontrast erweitert.⁷⁹ Hier gilt: „intrinsically motivated behaviors are ones which a person engages in so that he may feel competent and self-determining in relation to his environment.“⁸⁰ Intrinsisch ist eine Motivation also nur (und wohl auch dann), wenn sie dem Subjekt in Relation zu seinen eigenen Einstellungen zukommt. Dies hat Ähnlichkeit mit der Bestimmung, die ich weiter oben gegeben habe.

In der praktischen Philosophie ist jedoch auch eine andere Verwendung gebräuchlich. *Gerhard Ernst* etwa vertritt als Eigentümlichkeit moralischer Überzeugungen, dass sie sich „als intrinsisch motivierend für den rationalen Menschen erweisen“.⁸¹ Da das Moralische an solchen Überzeugungen ihr *Thema* ist (das, wovon sie handeln), läuft dies darauf hinaus, dass nicht länger die Einstellung motiviert, die ja dem Seelenleben des Subjekts zuzurechnen ist. Nun motiviert etwas, was vom Subjekt ontologisch ganz unabhängig ist: Das *Objekt* seiner Einstellung bzw. deren *Gehalt*. Intrinsisch ist dies nicht länger aus Sicht des Subjekts, sondern bestenfalls vom Objekt oder Gehalt her.

Würden wir Ernst folgen, müssten wir „objektintrinsische“ von (*subjekt*)intrinsischer Motivation unterscheiden. Wir müssten unsere Frage entsprechend desambiguieren: „Ist, wer moralisch tadelt, intrinsisch motiviert?“ würde zweierlei heißen können. Letzten Endes kommt „objektintrinsische“ Motivation jedoch aus vielerlei Gründen nicht in Frage. Am klarsten zeigt dies die ontologische Perspektive: Wer moralisch tadelt, dessen Tun unterliegt die Annahme eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten. Annahmen können aber ins Leere gehen. Für den Tadel ganz allgemein ist das Subjekt konstitutiv und das Objekt unwesentlich. Natürlich ist die *Einstellung* des Subjekts zum Objekt wesentlich. Aber diese ist eben subjektiv, intentional und gehört dem Seelenleben des Subjekts an. Vom womöglich nicht einmal existierenden Objekt ist sie ebenso zu unterscheiden wie vom Gehalt. Man missversteht Motivation ganz grundsätzlich, wenn man ihre wesentliche Subjektivität und Intentionalität übersieht. Daher kommt nur (*subjekt*)intrinsische Motivation in Frage. „Objektintrinsische“ Motivation ist ein Missverständnis.

Vermeiden wir dieses Missverständnis, wird auch das Eigentümliche der moralischen Motivation sichtbar: *Die Annahme eines universell und unmittelbar verpflichtenden absolut Guten*. Sie wirkt ganz allgemein auf die Einstellungen des Subjekts und so auch auf seine Handlungsgründe: Auf sein Wollen und die Überzeugungen darüber, was zur Erreichung des Gewollten ein angemessenes Mittel ist. Moralische Motivation ist damit *mittelbar*: Je nach Stärke ist sie mehr oder weniger gut in der Lage, unsere unmittelbare Handlungsmotivation zu modifizieren. Dass sie auf sie wirken kann und dies auch vielfach tut, ist Bestandteil unserer moralischen *folk psychology*: So verstehen wir Menschen uns und unser Wirken in der Welt. Dies macht unser Bild von uns selbst zu einem nicht geringen Teil aus. Moralische Motivation ist also real, bedeutsam – und intrinsisch.

8. Fazit

Das Problem des moralischen Sollens bewegt sich zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite steht die skeptische Annahme des Scheincharakters des moralischen „soll“, auf der anderen die Betonung der besonderen motivationalen Natur des Moralischen. Diese Annahmen widerstreiten sich nicht notwendig. Sie konnten durchaus miteinander in

⁷⁹ Vgl. z.B. White 1959, Deci 1975, sowie Deci & Ryan 1985.

⁸⁰ Deci 1975, v

⁸¹ Ernst 2009, 93 & 2010, 87

Übereinstimmung gebracht werden. Dafür mussten wir keine neuen Konzepte bemühen, sondern nur an alte Einsichten erinnern: Zum Unterschied zwischen Semantik und Pragmatik, zur Intentionalität und Subjektivität der Motivation, zur Kontingenz sprachlicher Konventionen und zum Selbstverständnis des Menschen als „moral animal“. Wo man an diesen Einsichten vorbeigeht, ist mehr verloren als gewonnen. Es stellt sich ein künstliches, irriges und verworrenes Bild von Moral ein, das das Problem des moralischen Sollens eher schafft als angeht. Wo man diese Einsichten jedoch beherzigt, ergibt sich ein realistischeres Bild der Moral, das deren Bedeutung keineswegs klein redet, sie aber auch nicht wie Manna vom philosophischen Himmel regnen lässt.

Dieselben Einsichten, die wir bemüht haben, um das Problem des moralischen Sollens zu entwirren, haben uns auch geholfen, dem Paradox der Analyse das Paradoxe zu nehmen. Nicht Sätze oder ihre Sinne sind informativ, sondern sprachliche Handlungen. Insbesondere können diese sprachlichen Handlungen auch dann informativ sein, wenn die eingehenden Sätze Tautologien sind oder die verknüpften Begriffsausdrücke Synonyma. Letzteres ist bei Begriffsanalysen typischerweise der Fall. Moore hätte sich also nicht von Langford herausfordern lassen müssen. Dass er es tat und uns damit eine fruchtlose Debatte bescherte, verdankte sich dem Fehler, die Semantik und Pragmatik des Bewertens und Erklärens in eins fallen zu lassen. Demselben Fehler, der das Problem des moralischen Sollens gebar. Doch glücklicherweise lassen sich beide Probleme daher auch auf dieselbe Weise lösen.

Literatur

- Akmajian, Adrian; Demers, Richard A.; Farmer, Ann K. & Harnish, Robert M (2010). *Linguistics*, 6. Aufl., Cambridge, MA: The MIT Press.
- Aristoteles (*Topik*), „Topics“, in: Barnes, Jonathan (Hg.), *The complete works of Aristotle*, Princeton, New Jersey: Princeton University Press, 167–277.
- Austin, John L. (1962), *How to do things with words*, Oxford: Clarendon Press.
- Bach, Kent (1994), *Thought and reference*, Oxford: Clarendon Press.
- (1999), „The semantics-pragmatics distinction: What it is and why it matters“, in: Turner, Ken (Hg.), *The semantics/pragmatics interface from different points of view*, Oxford: Elsevier, 65–84.
- Baldwin, Thomas (1993), „Editor’s introduction“, in Moore 1903, ix–xxxvii.
- Balaguer, Mark & Horgan, Terry (2016), „A Solution to the Paradox Of Analysis“, *Analysis* 76, 3–7.
- Bird, Alexander (1996), „Squaring the Circle: Hobbes on Philosophy and Geometry“, *Journal of the History of Ideas* 57, 217–231.
- Blackburn, Simon (1984), *Spreading the word*, Oxford: Clarendon Press.
- Borg, Emma (2004), *Minimal Semantics*, Oxford: Oxford University Press.
- (2012), *Pursuing Meaning*, Oxford: Oxford University Press.
- Brandom, Robert (1994), *Making it Explicit*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Brentano, Franz (1874), *Psychologie von einem empirischen Standpunkte*, Leipzig: Duncker & Humblodt.
- Burge, Tyler (2010), *Origins of Objectivity*, Oxford: Clarendon Press.
- Carnap, Rudolf (1949), „A Reply to Leonard Linsky“, *Philosophy of Science* 16, 347–350.
- Davidson, Donald (1963), „Actions, reasons, and causes“, in: *Essays on Actions and Events*, 2nd edition, Oxford 2001: Clarendon Press, 3–19.
- Davis, Steven (1991), *Pragmatics*, New York: Oxford University Press.
- Deci, Edward (1975), *Intrinsic Motivation*, New York: Plenum Press.
- Deci, Edward & Ryan, Richard (1985), *Intrinsic Motivation and Self-Determination in Human Behavior*, New York: Springer.
- de Pater, Cornelis (2005), „An Ocean of Truth“, in: Koetsier, Teun & Bergmans, Luc (Hgg.), *Mathematics and the Divine: A Historical Study*, Amsterdam: Elsevier, 459–484.
- Dworkin, Ronald (2011), *Justice for Hedgehogs*, Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press.
- Ernst, Gerhard (2009), *Die Objektivität der Moral*, 2. Aufl., Paderborn: mentis.

- (2010) „Die Objektivität der Moral - Précis“, *Zeitschrift für philosophische Forschung* 64, 84–90.
- Foot, Philippa (1952), „The philosopher's defence of morality“, *Philosophy* 27, 311–328.
- Frege, Gottlob (1884), *Die Grundlagen der Arithmetik*, Breslau: Wilhelm Koebner.
- (1892a), „Über Sinn und Bedeutung“, in Frege 2008, 23–46.
- (1892b), „Über Begriff und Gegenstand“, in Frege 2008, 47–60.
- (2008), *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen 2008: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Geach, Peter (1956), „Good and evil“, *Analysis* 17, 33–42.
- Grice, Herbert Paul (1975), „Method in Philosophical Psychology“, *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 48, 23–53.
- (1989), *Studies in the Way of Words*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Hare, Richard Mervyn (1952), *The Language of Morals*, Oxford: Clarendon Press.
- Joyce, Richard (2001), *The Myth of Morality*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Knebel, S. K., Karskens, M. & Onnasch, E.-O. (1998), „Subjekt/Objekt; subjektiv/objektiv“, in Ritter, Joachim et al. (ed.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (Bd. 10: St-T), Basel: Schwabe und Co.
- Kripke, Saul (1977), „Speaker's reference and semantic reference“, *Midwest Studies in Philosophy* 2, 255–276.
- Künne, Wolfgang (1981), „Verstehen und Sinn“, *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 6, 1–16.
- (1990), „Was ist Begriffsanalyse?“, in Margot Fleischer (Hg.), *Philosophen des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 27–40.
- Kutschera, Franz von (1990), *Vernunft und Glaube*, Berlin: de Gruyter
- (1993), *Die falsche Objektivität*, Berlin: de Gruyter.
- Langford, Cooper Harold (1942), „The notion of analysis in Moore's philosophy“, in: Schilpp 1942, 319–342.
- Lyons, John (1968), *Introduction to theoretical linguistics*, Cambridge: Cambridge University Press.
- (1977), *Semantics*, 2 Bde., Cambridge: Cambridge University Press.
- Mackie, John L. (1977), *Ethics. Inventing Right and Wrong*. London 1990: Penguin.
- Mally, Ernst (1926), „Grundsetze des Sollens“, in ders., *Logische Schriften*, herausgegeben von Karl Wolf und Paul Weingartner, Dordrecht 1971: Reidel, 228–324.
- Mankiw, N. Gregory & Taylor, Mark P. (2014), *Economics*, 3. Aufl. Andover: Cengage Learning.
- Moore, George Edward (1903), *Principia Ethica*, überarbeitete Auflage, herausgegeben von Thomas Baldwin, Cambridge 1993: Cambridge University Press.
- (1922), „Preface to the second edition“, in Moore 1903, 1–27.
- (1942), „A reply to my critics“, in: Schilpp 1942, 533–677
- Morris, Charles (1938), *Foundations of the theory of signs*, Chicago: University of Chicago Press.
- Newton, Lloyd (2008), *Medieval Commentaries on Aristotle's Categories*, Leiden: Brill.
- Ogden, Charles K. & Richards, Ivor A. (1923), *The Meaning of Meaning*, 8. Aufl. New York 1946: Harcourt, Brace & World, Inc.
- Oliva Córdoba, Michael (2018). „Subjectivity and objectivity: Intentional inexistence and the independence of the mind“, unveröffentlichtes Manuskript, Hamburg 2018.
- Pigden, Charles (1990), „Geach on 'good'“, *The Philosophical Quarterly* 40, 129–154.
- Platon (*Theaitetos*), *Theaitetos. Der Sophist. Der Staatsmann* (Werke in acht Bänden, griechisch und deutsch, sechster Band, hg. von Gunther Eigler), Darmstadt 1977: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (*Protagoras*), *Ion. Hippias II. Protagoras. Laches. Cahrmidas. Eutyphron. Lysis. Hippias I. Alkibiades I* (Werke in acht Bänden, griechisch und deutsch, erster Band, hg. von Gunther Eigler), Darmstadt 1977: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Radtke, Burkhardt (2013), „Das Argument der offenen Frage“, in: Rolf W. Puster (Hg.), *Klassische Argumentationen der Philosophiegeschichte*, Paderborn: mentis, 177–199.
- Recanati, François (2004), *Literal Meaning*, Cambridge: Cambridge University Press.
- (2010), *Truth-conditional pragmatics*, Oxford: Clarendon Press.
- Russell, Bertrand (1903a), *The Principles of Mathematics*, London 2010: Routledge.
- (1903b), „The Logical and Arithmetical Doctrines of Frege“, in Russell 1903a, 509–533.
- Schilpp, Paul A. (1942), *The Philosophy of G. E. Moore*, Chicago, Ill., 1999: Open Court.
- Slater, John (1992), Introduction to the 1992 edition“, in Russell 1903a, xxv–xxix.
- Sühr, Maik (2016), *Synonymie und Ersetzbarkeit. Von Einstellungszuschreibungen zu den Paradoxien der Analyse*, Berlin: de Gruyter.
- Toulmin, Stephen & Baier, Kurt (1952), „On Describing“, *Mind* 61, 13–38.

- Travis, Charles (2017), „Pragmatics“, in: Hale, Bob, Wright, Crispin & Miller, Alexander, *A companion to the philosophy of language*, 2. Aufl., Oxford: Wiley-Blackwell, 127–150.
- Tugendhat, Ernst (1983), *Probleme der Ethik*, Stuttgart: Reclam.
- Vater, Heinz (1996), *Einführung in die Sprachwissenschaft*, 2. Aufl. München: Wilhelm Fink.
- Williams, Bernard (1980), „Internal and external reasons“, in: ders., *Moral luck*, Cambridge 1981: Cambridge University Press, 101–113.
- White, Robert (1959), „Motivation reconsidered“, *Psychological Review* 66, 297–333.
- Wolf, Ursula (1984), *Das Problem des moralischen Sollens*, Berlin: de Gruyter.